

Finale

O-Ton

«Es kommt nicht darauf an, was man aus uns gemacht hat, sondern darauf, was wir aus dem machen, was man aus uns gemacht hat.»

Jean-Paul Sartre

Al Shahmani im Rennen um Bachmann-Preis

Klagenfurt Das Teilnehmerfeld bei den 46. Tagen der deutschsprachigen Literatur ist gemischt wie selten zuvor. Die 14 Autorinnen und Autoren kommen aus unterschiedlichen Kulturkreisen – etwa der in der Schweiz lebende Iraker Usama Al Shahmani.

Der 1971 in Bagdad geborene Autor musste 2002 wegen eines Theaterstücks in die Schweiz fliehen. Heute lebt er als freier Schriftsteller und Übersetzer in Frauenfeld und ist Literaturkritiker beim «Literaturclub» des Schweizer Fernsehens. Sein neuer Roman «Der Vogel zweifelt nicht am Ort, zu dem er fliegt» erschien in diesem Jahr. Al Shahmani liest auf Einladung des deutschen Journalisten, Literaturkritikers und Jurymitglieds Michael Wiederstein.

Die Eröffnung der Veranstaltung mit Auslosung der Lesereihenfolge erfolgt am 22. Juni um 18 Uhr. Das dreitägige Wettlesen startet am 23. Juni, die Preisvergabe findet am 26. Juni statt. (sda)

Tagestipp



Bewegtes auf Fotopapier

Photo Münsingen «Wir setzen auf gute, aber nicht abgehobene Fotografie», tönt es von der Photo Münsingen, die an diesem Wochenende über 4000 Lichtbild-Freundinnen und -Freunde anlocken wird. In mehr als acht Gebäuden und diversen Räumen stellen Fotografinnen und Fotografen aus aller Welt Bilder aus, es sind über fünfzig Fotoclubs mit Gruppenausstellungen zugegen, dazu gibt es zahlreiche Workshops und Vorträge.

Auch thematische Schwerpunkte sind kaum an einer Hand abzuzählen. Einer ist die Sportfotografie und das Thema «Abstrakt». Quasi unter beide Schwerpunkte könnte die Bildreihe des Fotografen Mathias Kniepeiss fallen. Er hat es sich zur fotografisch nicht ganz unkniffligen Aufgabe gemacht, die Drone Champions League zu dokumentieren. Wie er die Dinger, die mit 160 km/h durch die Luft peitschen, verewigt hat, zeigt seine Ausstellung «Cave of Drones». (ane)

Photo Münsingen, diverse Orte, Do, 26., bis So, 29. Mai.

Die Beste ihrer Generation

Elisabeth Moss Die Schauspielerin hat eine neue Serie am Start: In «Shining Girls» spielt sie abermals phänomenal. Aber wie passen solche progressiven Rollen mit ihrer Scientology-Mitgliedschaft zusammen?



Sie spiele intuitiv, sagt sie über sich selber: Elisabeth Moss (39) in der Serie «Shining Girls». Foto: Apple TV+

Hans Jürg Zinsli

Wenn sie nicht gerade vor der Kamera stehe, sei sie die Kaugummi kauende Unkompliziertheit in Person, berichtete kürzlich der «New Yorker». Mag ja sein. Aber wenn Elisabeth Moss auf Scientology angesprochen wird – sie wuchs als Mitglied der umstrittenen Organisation auf –, kann man sich über ihre Ansichten durchaus wundern.

Bei Scientology habe sie jene kommunikativen Fähigkeiten erworben, die ihr privat und beruflich geholfen hätten, sagt Moss. Dabei gab es doch 2017 diesen heiklen Moment, als sie bei einer Preisverleihung auf die Scientology-Aussteigerin Leah Remini («Kings & Queens») traf, die dort für ihren Dokumentarfilm über diese zwielichtige Organisation ausgezeichnet wurde. Moss verliess bei Reminis Dankesrede den Saal, worauf diese kundtat, dass die Kirche Moss verboten habe, mit ihr zu sprechen.

Heute sagt Moss: «Ich ging auf die Toilette; ich wünschte, es wäre aufregender als das.» Sie habe nie eine Anfrage bekommen, um mit Remini zu sprechen. Kann man das seltsamer formulieren?

Das Gegenteil ihrer Figuren

Kein Wunder, sind die Fans ob Moss hin- und hergerissen. Wenn die Schauspielerin nämlich in Serien auftritt, kann man nicht anders, als fasziniert zu sein von all den Grausamkeiten und dem Wahnsinn, den ihre Figuren durchleiden. Vor der Kamera scheint die 39-Jährige mehr zu reagieren als zu agieren, ihre Figuren entwickeln erst in der Defensive jene Berserkerkräfte, für

die sie berühmt ist. Oder wie Moss es formuliert: «Ich liebe konfliktbeladene, traumatisierte Figuren, weil sie das exakte Gegenteil zu meinem Privatleben sind.»

Privatleben? Nein, sie sei es nicht gewohnt, ein Leben neben der Leinwandtätigkeit zu haben, verriet die Schauspielerin dem «New Yorker». Sogar Kolleginnen und Kollegen würden sie als Arbeitspferd bezeichnen. Aber wenn sich auf der Leinwand ihr Gesicht verformt, wenn ihre Züge entgleisen und Kontrolliertheit in Animalität umschlägt, dann ist das etwas vom Faszinierendsten, was man im aktuellen Streamingangebot finden kann.

Serien zeigen ihre Kunst

Tatsächlich waren es bislang überwiegend Serien, die Moss' Kunst zur Blüte brachten. Das mag insofern erstaunen, als die Schauspielerin seit über dreissig Jahren vor der Kamera steht. Auch für Spielfilme, natürlich, und einige sind richtig gut, etwa der Cannes-Sieger «The Square» (2017), wo sie eine Journalistin spielt, die sich zu Hause einen Schimpansen hält und unbedingt ein Kind von einem Museumsdirektor kriegen will.

Einen Namen gemacht hat sich Moss als Karrieristin in der Serie «Mad Men», als vorbelastete Ermittlerin in Jane Campions Thrillerserie «Top of the Lake» und als revoltierende Gebärdensprachliche in «The Handmaid's Tale». Dafür wurde sie mehrfach ausgezeichnet, und jetzt legt sie in «Shining Girls», dem ersten Projekt ihrer eigenen Produktionsfirma, schon wieder so eine Wahnsinnsrolle hin. Will man Moss' Figuren auf einen Nenner

«Ich liebe traumatisierte Figuren, weil sie das exakte Gegenteil zu meinem Privatleben sind.»

Elisabeth Moss

bringen, könnte man sagen, dass sie Frauen spielt, die Beute sind, Beute machen oder Beutegut verarbeiten. In «Shining Girls» hört man einmal den schlichten Satz: «Nothing is where it should be.» Was vielleicht zu einer von Moss' faszinierendsten Verlorenheiten in einem Werk voller verstörender Figuren führt.

Nie eine Schule besucht

Aber wie macht sie das? Kolleginnen und Kollegen bestätigen, dass Moss in der Lage ist, vom 08/15-Mood in welterschütternde Dramatik zu kippen. Sie könne das an- und wieder ausknipsen. Darauf angesprochen, erklärte sie einmal, dass sie intuitiv spiele. Die eine Hälfte ihrer Person sei die Figur, und die andere Hälfte müsse halt wissen, wo die Kamera steht. Aber dann erwähnte sie auch, dass sie ihre Figuren aufgrund von Liedern entwickle und deren emotionalen Level je nach Szene von 1 (gleichgültig) bis 10 (hochexpressiv) kategorisiere.

Aber eben, da ist diese Sache mit Scientology. Elisabeth Moss

hat nie eine Schule besucht, auch keine Schauspielschule, und sie ist wie ihre Eltern sowie ihr Pate (der Jazzer Chick Corea) Mitglied der Organisation. Da erscheint es fast schon grotesk, wenn Moss in «The Handmaid's Tale» als versklavte Magd gegen ein repressives System ankämpft – wobei sie Ähnlichkeiten zwischen dem militärischen Gottesstaat Gilead und Scientology natürlich strikt verneint.

Auf solche Punkte angesprochen, entgegnete Moss dem «New Yorker»: «Die Leute können denken, was sie wollen. Wenn nicht Scientology das Thema wäre, dann wäre es halt ein anderes.» Scientology sei keine abgeschottete Religion, sondern ein offener Ort.

Das kann man für Herunterspielen halten. Oder ein Ausweichmanöver. Aber vielleicht zeigt es auch, was das Spannende und Faszinierende an der Ausnahmekönnerin Elisabeth Moss ist: dass man nie weiss, woran man bei ihr ist und was sie im nächsten Moment macht.

Vergangenheitsbewältigung im Zeitungsarchiv

Hat diese Frau jetzt eigentlich einen Hund oder eine Katze? Wohnt sie bei ihrer Mutter oder bei ihrem Mann? Und was ist mit diesem charismatischen Killer (Jamie Bell), der ewig jung zu bleiben scheint?

«Shining Girls» ist eine Serie, die sich nicht damit zufriedengibt, Indizien zu Serienmorden an Frauen zum herkömmlichen Krimi zu verwursten. Stattdessen werden wir hineingerissen in die lädierte Psyche einer Zeitungs-

archivarin (Elisabeth Moss), die sich im Chicago der Neunzigerjahre zwecks Vergangenheitsbewältigung mit einem Investigativjournalisten (Wagner Moura) zusammantut.

Die von Leonardo DiCaprio mitproduzierte Serie ist nichts für Zartbesaitete, aber gutes Futter für alle, die miträtseln wollen, wie diese böse verschobene Welt funktioniert. (zas)

«Shining Girls» läuft auf Apple TV+.